

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unter der Tigertatze. Wahre Begebenheit aus Deutschlands trübster Zeit
mitgeteilt durch August Ganther

[urn:nbn:de:bsz:31-338834](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338834)

Unter der Tigertape

Wahre Begebenheit aus Deutschlands trübster Zeit
mitgeteilt von August Ganther



Der letzte Januar 23 ist auch mein letzter Schultag gewesen. Zum Abschied hatten mir meine Schulkinder ihr Lieblingslied angestimmt: Im schönsten Wiesengrunde. Zu Anfang sang die ganze Schar; allmählich aber wurden manche von Nüchtern überwältigt und konnten nicht mehr mittun; nur die kühleren Gemüter führten den Sang schließlich zu Ende. Viele Tränen und mancher herzliche Händedruck bewiesen mir, daß meine Saat nicht ganz auf felsigen Grund gefallen war. Allmählich leerte sich der Schulsaal, und endlich stand ich „allein auf weiter Flur“.

Rasch raffte ich noch meine Siebensachen zusammen, schloß die Stätte meiner Taten ab und legte den Schlüssel in die Hand des Oberlehrers. „Johanna geht“, sagte ich, „und niemals kehrt sie wieder.“

„Sie haben Schiller gut inne, Fräulein Wagner,“ lächelte er.

„O ja“, scherzte ich, „sogar mit einem zweiten Schillerwort kann ich dienen.“

„Nun?“

„Der Mohr hat seine Arbeit getan; der Mohr kann gehen.“

Und ich ging. Noch einen letzten wehmütigen Blick ließ ich über mein stilles Dörflein hingleiten, und dann trug mich der Zug zum schneebedeckten Murgtal hinaus. Bald sauste ich dem Oberland, der lieben Heimat, entgegen.

In Offenburg gab es einen längeren Aufenthalt. Zwei Arme umschlossen mich, die Arme meines Verlobten. Ueberglücklich schritt ich an seiner Seite in die Stadt hinein. Geschäftig zeigte er mir die Räume, in der er seine vor kurzem gegründete Fabrik eingerichtet hatte. Ein Wirtschaftsgebäude der ehemaligen 170er-Kaserne hatte er zu diesem Zwecke gemietet, und darin mühten sich nun seine Leute, chemisch-technische Produkte herzustellen.

Auch in die nahe Hildastraße gingen wir und nahmen unsere zukünftige Wohnung in Augenschein. Dort, hofften wir, sollte bald unser junges Eheglück erblühen. Nur noch wenige Wochen, und der 21. April, unser Hochzeitstag, sollte dann heraufdämmern.

Unter Gesprächen über allerlei Vorbereitungen, die noch zu treffen waren, trennten wir uns.

Bald sah ich Freiburg auftauchen, und am Abend saß ich daheim im Kreise meiner Lieben.

Der nächste Sonntag sollte mir meinen Bräutigam bringen. Fritz kam aber nicht. Statt seiner lief eine Depesche ein: Kommen unmög-

lich. Offenburg seit Tagesanbruch von den Franzosen besetzt.

Ein am anderen Morgen einlaufender Brief schilderte die Lage. Die Franzosen hatten die 170er-Kaserne mit Truppen belegt. Die Leute, die darin wohnten, waren kurzweg auf die Straße befördert worden. Mochten sie sehen, wo sie mit ihrer Habe unterkamen. Glücklicherweise hatten die Rücksichtslosen noch keine Hand auf die Fabrikräume gelegt, und so kann, so lange es der Feind gestattet, weitergearbeitet werden.

Ich will euch nicht langweilen, liebe Freunde, durch Aufzählen der Rüpeleien und Drangsale, mit denen die Franzosen die Offenburger quälten. Ich will nur das berichten, was meinen Bräutigam berührt.

Eines Abends, als er in Gesellschaft von Freunden im Hotel Union weilte, winkte ihm einer ans Fenster, das einen guten Ausblick auf die gegenüberliegende Ortskommandantur gewährte.

Vor dem Gebäude meckerten und schäkerten drei dumme Gänse mit einigen französischen Soldaten. Gar nicht lange ging's, und — husch, husch — verschwanden die schamlosen Geschöpfe im Innern des Hauses.

„Pfui,“ riefen Fritz und seine Freunde, „ist es denn möglich, daß deutsche Mädchen sich derart herabwürdigen, mit diesem Raubgesindel sich abzugeben? Die Schanddirnen gehören gezeichnet und bloßgestellt vor der ganzen Stadt.“

Von diesem Gedanken erfüllt, verfügten sich die Entrüsteten in die Anlagen und lauerten im Gebüsch auf die sauberen Schönen. Sie wollten ihnen die Zöpfe abschneiden.

Lange mußten sie warten. Endlich huschten die Erbärmlichen zum Hause heraus und schritten sichernd und schnatternd in die Nacht hinein.

Plötzlich brachen die Rächer aus dem Hinterhalt hervor. Schreiend stoben die Gänse auseinander.

Zweien gelang es, zu entkommen; die dritte aber, die mein Verlobter aufs Korn genommen hatte, war weniger behend. Er erwischte sie an der Jacke, und — ratsch — fuhr ihr sein Messer in den üppigen Haarwald. Sie suchte, mit beiden Händen die Haarwellen zu bedecken und wurde dabei leicht an den Fingern verwundet. Sie schrie, daß es gellend durch die Nacht hallte, wehrte sich gewaltig und rettete so ihren Zopf. Nur ein Haarbüschel blieb in Fritzens Hand.

Ihr Geschrei lockte Soldaten herbei, und im Nu war die ganze Garnison alarmiert. Indes ein Militärarzt die Wunden der Franzosenfreundin verband, gelang es Fritz und seinen beiden Gefährten, im Dunkel der Nacht zu entkommen.

Die Herren Sieger setzten alles daran, die Missetäter herauszufinden. Hinter einem Fenster des Wachlokals standen die drei Schönen am andern Tage beharrlich auf der Lauer und musterten die Vorübergehenden. Einer der drei, ein junger Musiker, kam, nichts ahnend, des Weges und wurde von den Mädchen erkannt. Sofort erfolgte seine Verhaftung.

Die drei Rächer hatten sich zwar gelobt, Stillschweigen zu bewahren und einander nicht zu verraten. Doch die Franzosen wußten dem Manne die Zunge zu lösen. Sie setzten ihm den Revolver auf die Brust und drohten, ihn zu erschießen, wenn er nicht alsbald seine Mitschuldigen nenne.

„Wer will es einem Menschen, der das Leben liebt, verargen, wenn er unter solchen Umständen willerwankend und gesprächig wird?“

Am andern Tag machten sie auch den zweiten, einen Baumeister, dingfest, und am dritten Tag ereilte meinen Verlobten das Unheil.

In aller Herrgottsfrühe klopfte es an seiner Zimmertüre. Ein französischer Soldat stand draußen, ein Elsässer, der flott deutsch sprach.

„Haben Sie Unterschlagungen gemacht?“

„Nein.“

„Nun, dann ohne Sorge! Die Sache wird sich ja leicht aufklären. Kommen Sie rasch mit.“

Nicht einmal zum Waschen ließ man ihm Zeit. Unverzüglich wurde er auf die Hauptwache am Fischmarkt geführt. Mit Hohnge lächter empfing ihn dort die Kotte der Franzmänner. Gefesselt wurde er und dann in eine Stubenecke geworfen.

„Kopf ab! Kaputt!“ und ähnliche vielversprechende Worte hagelten auf ihn nieder.

Ein französischer Gendarm, ebenfalls ein Elsässer, der früher als Feldwebel bei der Garde in Berlin gedient und sich als kerndeutsch aufgespielt hatte, verhörte ihn.

Da Fritz nicht Farbe bekennen wollte, wurde auch er mit dem Revolver bedroht.

Ruchloser Kniff. Mein Bräutigam hüllte sich in Schweigen. Doch der Gendarm verfügte noch über andere Druckmittel. Er riß eine Türe auf und stellte ihm die beiden gefesselten Gefährten gegenüber.

Fritz machte große Augen und bekannte sein Vergehen. Die beiden Mitschuldigen wurden hierauf wieder abgeführt. Nun faßte der Gendarm ein Protokoll ab und verlangte, daß Fritz es unterschreibe. Er weigerte sich mit der ganz vernünftigen Begründung, daß er zu wenig Französisch verstehe, um frischweg unterzeichnen zu können.

Eine wuchtige Ohrfeige ward ihm als Antwort, und auch ein anderer Gendarm beeilte sich, durch Hiebe seinem Deutschenhaß Ausdruck zu verleihen.

Unheimliche Wut durchlochte meinen Bräutigam. Mit den gefesselten Händen suchte er sich zur Wehr zu setzen. Doch er war machtlos und mußte die Schmach ungesühnt hinnehmen.

Er wurde alsdann ins Offenburger Zivilgefängnis eingeliefert und mit siebzehn anderen Personen in einen engen Raum eingesperrt.

Durch Fritzens Buchhalter bekam ich Kunde von der Verhaftung. Ich stand wie erstarrt. Sobald mich wieder Leben durchbebt, flog ich nach Offenburg. Rasch hatte ich das Gefängnis ausfindig gemacht. Eine mitleidvolle Seele wies mir die Zelle, in der Fritz schmachtete. Hoch oben im dritten Stocke lag sie. Ich rief hinauf. Immer und immer wieder rief ich seinen Namen. Endlich erschien Fritz an der Fensterlucke. Er klagte mir sein Elend. Zwei Tage schon sei er in Haft; doch keinen Bissen noch habe er vor Ekel und Erregung über die Lippen gebracht.

Ich wollte ihn trösten. Vergeblich. Die Wache erschien und jagte mich fort.

Ich begab mich auf das Büro der Gendarmerie und bat, meinen Verlobten sprechen zu dürfen. Man bestellte mich auf zwei Uhr.

Mit einem Körbchen voll erquickender Speisen fand ich mich zur festgesetzten Stunde ein. Freudig malte ich mir im Geiste aus, wie man mich nun unverzüglich zu dem Schmach tenden führe, wie ich ihn laben und trösten dürfe.

Ah, meine Luftschlösser, zerrannen in Nichts. Einen Zettel händigten sie mir ein mit dem Vermerk, daß ich den Gefangenen erst um sieben Uhr sprechen könne.

Als ich mich um diese Zeit wieder einstellte, meldete mir der Torwart, daß die drei „Zopfabschneider“ nicht mehr da seien, daß man sie nach Kehl ins Militärgefängnis verbracht habe.

Der andere Tag sah mich auch in Kehl, sah mich bei der französischen Kommandantur. Meinen Verlobten sprechen zu dürfen, bat ich flehentlich.

Nach längeren Winkelzügen erhielt ich schließlich die Erlaubnis, den Gefangenen besuchen zu dürfen, doch nur ein einziges Mal.

Überglücklich eilte ich mit meinem Scheine in die ehemalige Pionierkaserne, in der sich das Militärgefängnis befand. Der Wachhabende, ein freundlicher Offizier, ließ meinen Bräutigam in den Hof führen, und dort konnte ich ihn trösten, konnte die Weisungen entgegennehmen, die er für sein Geschäft anordnete.

Einige Tage später ging ich wieder hin und bat von neuem, Fritz sprechen zu dürfen. Da kam ich aber böß an! Wütend wurde ich abgesehnauzt. Ich wisse doch, daß mir nur eine einzige Unterredung gestattet sei. Zudem sei der Arrestant Joos krank und jeder Besuch unmöglich. Er habe einen Nervenanschlag bekommen und müsse auf Anordnung des Militärarztes jegliche Aufregung vermeiden. Ruhe sei das beste Heilmittel für ihn.

Niedergeschlagen wankte ich fort. Beängstigend fiel mir ein, was Fritz mir früher erzählt hatte. Bei den Kämpfen an der Somme 1916 war er verschüttet worden. Sie hatten ihn wieder ausgegraben; doch seine Nerven waren lange Zeit in trauriger Verfassung. Jahre hatte es gewähret, bis sie wieder in Ordnung gekom-

men. Nun aber, ach, war das alte Uebel wieder erwacht.

Ihr könnt euch denken, welche Gefühle mich bewegten, als ich in dieses Elend hineinsah. Von Behörde zu Behörde lief ich, um mit dem Kranken zusammenzukommen. Nutzloses Laufen. Ueberall wurde ich abgewiesen.

Endlich, nach einigen Tagen, als ich wiederholt versichert hatte, daß mein Erscheinen durchaus nicht aufregend, vielmehr beruhigend und heilend wirken dürfte, wurde mir der Besuch gestattet. Ich vermute, daß es mit der Weisheit des Militärarztes aus und Amen war und ich ihm als Notanker willkommen sein mochte.

In einen engen, niedrigen Raum führte man mich. Nie werde ich den Anblick vergessen, der mir wurde. Auf einer Holzspritsche lag Fritz in einen Teppich eingehüllt, blaß, abgezehrt, ein Häuflein Elend. Er konnte sich kaum aufrichten. Das Herz brach mir fast vor Weh. Völlig geistesabwesend, trübselig und kalt starrete er nach mir hin. Lange, lange wußte er nicht, wer vor ihm stand. Nur allmählich dämmerte es ihm. Ein schwaches Lächeln lief über seine Züge, und Tränen rannen über seine bleichen Wangen, als er mich endlich erkannte.

Der Soldat, der zugegen war, erzählte mir, daß er täglich mehrere Anfälle habe. Schrecklich verdrehe er dabei die Augen und heftig schlage er um sich. Mehrere Mann seien dann jeweils nötig, ihn zu bändigen.

Ich bot meine ganze Beredsamkeit auf, Fritz zu trösten und ihn aufzurichten. Doch was konnte ich schwaches Wesen dieser furchtbaren Krankheit gegenüber tun!

Durch Bekannte war ich der in Kehl ansässigen Familie Grether empfohlen worden. Diese braven, mitfühlenden Leute nahmen mich liebevoll in ihr Heim auf. Beharrlich bemühten sie sich meines Verlobten halber, und schließlich bekamen sie zu ihrer und meiner großen Freude die Erlaubnis, Fritz mit häuslicher Kost versehen zu dürfen. Da sie das Essen ins Gefängnis bringen mußten, konnten sie mir dann und wann ein Lebenszeichen von meinem Liebsten übermitteln, Sonnenstrahlen in mein trauriges Dasein, die mir Kraft gaben zum Ausharren und Nichtverzagen.

Wochen waren unterdessen vergangen, und nun dämmerte der 21. April herauf. Wie heiß hatte ich diesen Tag ersehnt! Er sollte ja unser Hochzeitstag sein.

O bittere Enttäuschung! An diesem Tage fand die Gerichtsverhandlung statt, eine schändliche Narrenkomödie.

Rechtsanwalt Niebel aus Offenburg war Fritzens Verteidiger. Es war nicht Neugierde, nur der Trieb, meinem Bräutigam in schwerer Stunde nahezu sein, der mich zwang, an der Verhandlung teilzunehmen. Ich bat den Anwalt inständig, mir diese Gelegenheit zu ermöglichen.

Er erfüllte meinen Wunsch, und ich wurde als Zeugin zugelassen.



Fritz konnte sich kaum aufrichten

O, welch ein Jammerbild enthüllte sich mir! Französische Gendarmen führten die drei Angeklagten herein.

Gelähmt, gebrochen schwankte mein Bräutigam auf seinen Sitz zu. Mit schwarzumrandeten, tiefliegenden Augen starrete er mich an. Seine Glieder zitterten und bebten ohne Unterlaß. Sein Zustand hatte sich gräßlich verschlimmert. Ich mußte mit Gewalt antun, um nicht in Webeklagen auszubrechen.

Ein schon bejahrter, behäbiger Offizier verlas die Anklageschrift.

Die drei Gänse, die durch ihr nichtswürdiges Verhalten die ganze Komödie hervorgerufen, saßen neben mir auf der Zeugenbank. Nun, da sie einsahen, welches Unheil sie angerichtet, gaben sie sich alle Mühe, die Schuld der Angeklagten herabzumildern und das Pöpselabschneiden als Scherz zu schildern.

Auch der Verteidiger bot seine ganze Beredsamkeit auf, den Vorgang als harmlos hinzustellen.

Doch was nützte den haßerfüllten Feinden gegenüber auch die glänzendste Verteidigung!

„Es raßt der See und will sein Opfer haben.“

So sehr mein Verlobter auch durch seine Krankheit niedergedrückt war, so wenig Teilnahme er auch an dem ganzen lächerlichen Akt bekundete, eines doch loderte unheimlich in seinem Herzen, der Grimm über die Mißhandlung, die ihm die Gendarmen angetan hatten. Obschon ihm der Anwalt wiederholt ernstlich abgeraten hatte, diese Ausschreitung zur Sprache zu bringen, da seine Lage sich dadurch nur verschlechtern könne, er rückte doch mit heraus. Erlittene Schmach und Kränkung brennt ewig. Keine Vernunftgründe sind imstande, sie aus dem Gedächtnisse zu tilgen.

Der Gerichtsvorsitzende, eine stattliche Erscheinung mit theatralisch hochfahrender Siegermiene, fuhr entrüstet auf. „Impossible! Mensonge!“ donnerte er, und „Beleidigung der armée française!“ schrie der Ankläger dazwischen. „Oui,“

unterstützt ihn der Vorsitzende, „Mißhandlungen kennt la France nicht. Ueberlegen Sie sich wohl, was Sie sagen.“

Fritz ließ sich nicht einschüchtern. Er bestand darauf, von den Gendarmen schwer mißhandelt worden zu sein.

„Bon, wir werden die beiden Beschuldigten vernehmen; doch wenn ihre Behauptung nicht wahr ist, haben sie die Folgen zu tragen.“

Mein Schrecken war groß; wußte ich doch nur allzugut, daß die Unterdrücker ihrer schändlichen Weise getreu verfahren werden, daß, wie so viele, viele Beispiele im widerrechtlich besetzten Ruhrgebiet es gezeigt hatten, die französischen Gendarmen die Mißhandlung mit Stumpf und Stiel ableugnen werden, und das Gericht dann mit Wonne dem sich Wehrenden einen Strick drehen wird.

Ach, meine Ahnung erfüllte sich. Die Feinde gaben alsbald kund, daß ein zweites Strafverfahren gegen Fritz Joos erfolgen werde, daß er wegen Beleidigung der französischen Gendarmerie sich später zu verantworten habe.

Sodann wurde das Urteil verkündet. Der Musiker und der Baumeister wurden mit vier Monaten Gefängnis bestraft, mein Bräutigam mit sechs Monaten.

Er stieß einen gellenden Schrei aus, fiel zu Boden und bekam einen schrecklichen Nerven-anfall. Ich wollte ihm zu Hilfe eilen. Doch meine Kräfte verließen mich. Ohnmächtig sank auch ich nieder.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im Kehler Krankenhaus; Fritz aber schmachtete im Gefängnisse.

Ich war tieftraurig, fast der Verzweiflung nahe. Was nun tun? Heimkehren? Nein! Ich bedurfte der Zerstreuung und Ablenkung. Entschlossen raffte ich mich auf und reiste zu meiner Schwester ins friedliche Würmtal. Acht Tage verbrachte ich dort. Das Plätschern des wandernden Baches, das Rauschen der hohen Schwarzwaldtannen und die lieben Gesichter meiner Verwandten beruhigten mich allmählich.

Plötzlich werde ich an den Fernsprecher gerufen. Die Vorsteherin des Kehler Krankenhauses hat mir Wichtiges mitzuteilen. Ich glaube meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, vor Entzücken aufjubeln zu müssen, als ich erfahre, mein Verlobter liege im Krankenhaus in Kehl. Sein Nervenzustand war immer schrecklicher geworden. Wiederholt hatten ihn die Militärärzte untersucht, und schließlich fanden sie, es sei das beste, ihn bis zu seiner Genesung ins Krankenhaus zu legen.

Der nächste Schnellzug schon trug mich nach Kehl. Ich flog an das Lager meines Liebsten. Zitternd streckte er mir die Hände entgegen. Die Freude, mich plötzlich bei sich zu sehen, ließ ihn kaum Worte finden. Nur das Leuchten seiner Augen gab zu erkennen, was ihn bewegte. Wir waren selig. Wir vergaßen unsere Umgebung und unser Leid.

Der Aufenthalt im Krankenhaus mit seinen vielen Annehmlichkeiten wirkte höchst wohltuend

auf Fritz. Er erholte sich zusehends. Die Anfälle traten nur noch selten und immer schwächer auf.

Der Barbiergehilfe, der Fritz rasierte, riet ihm, die Flucht zu ergreifen. Wie Musik klang dem Kranken dieses Wort; doch war er besonnen genug, nichts von seiner Freude merken zu lassen. Der junge Mann konnte ja ein Epizel sein. In den letzten Wochen hatten im besetzten Gebiet genugsam derartige Tröpfe ihr Umwesen getrieben.

„Fliehen? Nein!“ erwiderte Fritz wegwerfend. Als er mir bald darauf von diesem Gespräche Mitteilung machte, fühlte ich mich wie elektrifiziert.

Fliehen, fliehen! hämmerte es an meine Schläfe, fliehen, das ist der einzige Weg, der aus Krankheit, Not und Qual herausführt. Wenn der Arme wieder ins Gefängnis kommt, wird sein Leiden ihn überwältigen und seinen Tod herbeiführen. Heraus muß er aus dem Elend. Ich will ihn retten!

Fritz, dem ich meinen Entschluß mitteilte, nickte beifällig. Unverzüglich reiste ich nach Offenburg und setzte mich mit dem Buchhalter meines Verlobten ins Benehmen. Er hieß meinen Fluchtplan gut und beeilte sich, unsere Möbel, die bereits in der Hildastraße auf uns warteten, ins unbesezte Gebiet zu schaffen. Es gelang ihm auch. Im letzten Augenblicke war wollte ein französischer Wachtposten den Wagen noch aufhalten. Doch eine Handvoll Papiergeld stopfte ihm den Schnabel.

Auch wegen eines Passes für Fritz fand sich ein Ausweg. Der Buchhalter gab mir den feinnigen, allerdings erst dann, nachdem ich ihm hoch und heilig versprochen hatte, daß ich im Falle eines Mißlingens unserer Flucht angeben werde, ihm den Paß entwendet zu haben.

Meine mehrfachen Hin- und Herfahrten zwischen Offenburg und Kehl benützte ich zu scharfer Ausschau. Fest faßte ich das Gelände ins Auge. Wälder und Wiesen, Wege und Stege, Bäche, Büsche und Baumgruppen merkte ich mir, um im Falle der Not auf unserer Flucht tüchtig Bescheid zu wissen.

In der Nacht schloß ich oft kein Auge. Meine Sinne waren zu sehr mit dem Fluchtplan beschäftigt. Bis ins kleinste durchlebte und durchdachte ich unser bevorstehendes Wagnis.

Bei den braven Grethersleuten ließ ich im Laufe eines Gespräches mein Vorhaben durchblicken. Sie rieten mir nicht ab, gaben mir vielmehr kluge Fingerzeige, wie ich meine Pläne verwirklichen könne.

Der Himmel war mit uns. An einem der nächsten Abende schon zogen Wolken auf, und es begann, tüchtig zu regnen. Ich empfand eine unsagbare Freude. Unsere Zeit war gekommen.

Ich meldete mich bei Grethers ab und mietete im Hotel Blume ein Zimmer, das ich aber nicht bezog. Auf diese Weise waren die guten Leute und auch der Gastwirt völlig entlastet.

Sodann setzte ich mich mit einem zuverlässigen Wagenführer in Verbindung und bestellte

für mich und meinen Verlobten ein Auto, das uns zum Bahnhof Dinglingen zu bringen habe.

Gar zu gerne hätten wir in tiefer Nacht unsere Flucht ausgeführt. Doch es ging nicht, weil zwischen acht Uhr abends und fünf Uhr früh kein Wagen das besetzte Gebiet verlassen durfte. Wir wählten deshalb die Morgenstunde.

Den Führer, einen verheirateten Mann und Vater mehrerer Kinder, durfte ich auch nicht in Widerwärtigkeiten bringen. Er mußte bei etwaigem Mißlingen unseres Vorhabens ruhig beschwören können, daß er von unserem Fluchtplan nichts gewußt habe.

Er fragte, wo er vorfahren solle.

Diese Frage hatte ich schon im Voraus erwartet, und ruhig gab ich zur Antwort, mein Bräutigam käme erst in der Nacht mit dem letzten Zuge. Sein Hotel wisse ich leider nicht. Uebrigens möge der Wagenführer sich nicht mit Abholen bemühen. Wir würden uns früh halb fünf Uhr bei ihm einstellen.

„Auch recht,“ nickte er, und damit war die peinliche Sache erledigt.

Gegen Abend eilte ich nochmals ins Krankenhaus, um mit Fritz die letzten Vorbereitungen zu besprechen. Seltsamerweise fand ich ihn höchst niedergeschlagen und mutlos. Die Autofahrt war nicht nach seinem Sinne. Er hatte vor, zu Fuße und allein das unbesetzte Gebiet zu erreichen. Ich solle das Auto benützen und ihn jenseits der Grenze erwarten.

Ich wehrte mich mächtig gegen diesen Plan. Bei seinem entkräfteten Körper hätte er die mehrestündige Wanderung sicher nicht durchgeführt. Mit aller Entschiedenheit erklärte ich: Entweder fliehen wir gemeinschaftlich oder gar nicht.

Fritz gab endlich nach, und mit froher Zuversicht schied ich von ihm.

Im letzten Augenblicke beschwor ich ihn noch, seine ganze Willenskraft aufzuwenden, um ja nicht vom Schlafe überwältigt zu werden. Die halbe Nacht über saß er dann auch am Fenster und kämpfte gegen den Sandmann an. Sein Bett hatte er tüchtig zerwühlt und in Unordnung gebracht, um spähenden Augen einen Schläfer darin vorzutäuschen.

Es goß in Strömen, als ich gegen zwölf Uhr hinter den Anstaltsgarten schlich. Um ja sicher zu sein, daß kein Verräter laure, ließ ich den Strahl meiner elektrischen Taschenlampe unter jeden Baum fluten. Als ich meiner Sache sicher war, gab ich gegen das Gebäude hin die drei verabredeten Lichtzeichen.

Welch eine Wonne für mich! Ein Fenster im hochgelegenen Erdgeschoß geht auf, und mein Sorgenfritz steigt heraus in Strümpfen, die Schuhe um den Hals gehängt. Behutsam und geschickt läßt er sich an der Hauswand herunter, stapft über den nassen Gartenvweg und steigt dem Stacheldraht zum Trotz über den Zaun.

Rasch bekleide ich den Armen mit Mantel und Hut und drücke ihm einen Kniefer auf die Nase, um ihn dem Bilde etwas anzunähern, das seinen Paß zielt.



Da sieh! Lichtschein erhellt ein Fenster des Krankenhauses

Gemütlich und gemächlich, Arm in Arm, um ja nicht aufzufallen, schlendern wir erst den schmalen Pfad und dann die breite Straße hin, die gegen den Ringdamm führen.

Da sieh! Ein jäher Schrecken ergreift uns. Lichtschein erhellt ein Fenster des Krankenhauses. Im Erdgeschoß ist's. Barmherziger Himmel, wir sind entdeckt! Mit pochendem Herzen stehen und starren wir. Ich zähle die Fenster ab. O Glück, o großes Glück! Aus dem zweiten von der Veranda ab kommt die Lichtflut, nicht aus dem ersten, nicht aus Fritzens Zimmer. Wie erlöst atmen wir auf. Jetzt, sieh, erlischt das Licht. Noch einige Augenblicke lauschen wir. Nichts regt sich; nichts bewegt sich. Jemand ein Kranker hatte wohl Hilfe nötig gehabt.

Beruhigt schreiten wir weiter. Bald stehen wir auf dem Ringdamm, von keiner Seele gesehen, von keiner Seele belästigt. Nichts ist zu hören als das Strömen des Regens und das Rauschen des Flusses. Es platscht und klatscht ohne Ende. Anfänglich war es wonnige Musik für meine Ohren. Mit der Zeit aber wurden meine Kleider ganz durchnäßt, und ein Schüttelfrost überlief mich. Ich bebte an allen Gliedern. Nein, hier können und dürfen wir nicht länger bleiben. Eilig schritten wir dem Städtchen zu und bargen uns in einem überdachten Treppenaufstieg unweit der Wohnung unseres Autoführers. Mehrere Stunden kauerten wir dort.

Allmählich dämmert es. Ein kühler, regenloser Morgen steigt heraus, der Morgen des

Himmelfahrtstages. Die Stille weicht nach und nach. Allerlei Geräusche trägt der Ostwind an unser Ohr, und jedes schreckt uns auf, ruft Furcht und Angst in uns wach.

„Nun ist es Zeit,“ sagen wir uns endlich und schreiten beherzt in den Hof hinein, in dem die Autohalle liegt. Unser Führer ist schon wach. Er hat nicht die leiseste Ahnung von unserer Lage. Sein freundlicher, wohlwollender Blick beruhigt uns. Wir sind ordentlich froh, von der Straße weg zu sein; denn es ist unterdessen hell geworden, und wir wollen durchaus nicht gesehen sein. Gleich auch sitzen wir im Auto und lassen blitzschnell die Vorhänge herunter. „Ein recht zärtliches Pärchen,“ mochte der Führer denken, der seine letzten Vorbereitungen traf. Tief in die Kissen lehnten wir uns zurück, um ja von keinem Auge gestreift zu werden.

Jetzt, hupp, hupp! Der Wagen saust zum Hof hinaus, die Gasse hinab. Das geht wie der Blitz. Die Straßen fliegen an uns vorbei. Kehl liegt hinter uns.

Immer und immer wieder werfen wir forschende Blicke durch das kleine Rückfenster. Ob sie uns nicht auf die Spur gekommen sind? Ob sie uns nicht verfolgen? Doch nichts Beunruhigendes läßt sich sehen. Die Fahrt verläuft glatt.

Schade nur, daß der Regen aufhört. Wenn sich doch der Himmel nur verfinstern wollte! Wenn nur neue Güsse herabstürzten! Ich salte die Hände; ich bete recht innig.

Zwei Minuten vor fünf Uhr erreichten wir unweit Altenheim die Grenze des besetzten Gebietes. Vor fünf Uhr darf kein Wagen hinüber.

Am Straßenrand stand ein Posten mit auf-gepflanztem Bajonett. Breit stellte er sich vor das Auto und hielt seine Waffe vor. Der Wagen stand still. O Gott, wie uns das Herz pochte!

Auf der Seite erhob sich ein kleines Haus, worin sich die Wache befand. Der Soldat pochte am Laden, und gleich darauf erschien ein Korporal unter der Türe.

Scharf sah ich ihn an. Er rieb sich die Augen aus. Halleluja, hätte ich singen mögen vor Freude. Unsere Flucht ist noch nicht mitgeteilt. Das Glück war uns günstig. War? Nein, ist, ist. Glaubt nicht, daß ich ausschneide. Die

reinste Wahrheit rede ich, wenn ich euch sage, daß im Augenblicke, wie der Korporal auf unsern Wagen zuschreitet, ein neuer Regenstoß einsetzt. Und was für einer! Fürchterlich prasselt und rasselt es herab; schwer schüttet es. Und wär' ich nicht vorher schon gläubig gewesen, in dieser Minute hätte ich an Wunder glauben lernen.

Der Korporal öffnet die Türe. Erst schaut er den Paß des Wagenführers an und dann den meinigen. Zuletzt nimmt er den Paß meines Verlobten in die Hand. Das Bild hatte ich zerkratzt, fast ein wenig zu stark. Mit bebendem Herzen, aber lächelnder Miene, mit Aufbietung aller Freundlichkeit sage ich: „Je suis bien fâché, monsieur, daß wir Sie aus dem Schlaf reißen mußten.“

„Pas de quoi, mademoiselle,“ antwortet er und gibt den Paß mit einer Verbeugung zurück. Dann macht er die Wagentüre zu und gibt dem Führer das Zeichen zur Weiterfahrt.

Dieser zieht das Steuerrad an, und — brrr — geht es über die Grenze in unbefestete Gebiet hinein.

Eine gute Weile sitzen wir regungslos, wie gelähmt. Dann aber sinken wir uns in die Arme und weinen Freudentränen.

Indes die guten Krankenschwestern in Kehl erwachen und ihre lieben Gesichter recht sehr in die Länge ziehen, indes die Franzosen den ausgeflogenen Vogel unter allen Betten und in vielen Schränken suchen, indes ein Kriminalbeamter in Civil mit süßen Worten und teuflischem Ingrimme bei Grethers und im Hotel Blume vergeblich nach mir fahndet, indes die Herren Machthaber den völlig unschuldigen und höchst ehrenwerten Medizinalrat, den Leiter des Krankenhauses, verhaften, sausen wir dem Bahnhof Dinglingen zu und besteigen den Schnellzug, der uns im Fluge an den Schwarzwaldbergen vorüberträgt, vorbei an den Hängen und Höhen, die im maienfrischen Blüten schmucke prangen.

Und sieh! Aus dem Morgenglanze des Himmelfahrtstages hebt sich hoch und herrlich ein schlanker gotischer Turm, dessen Anblick uns zu Händefalten und inbrünstigem Dankgebete zwingt.

Wir drücken uns die Hände, die keine Feindesfesseln tragen.

Der Tigertage entronnen, jauchzen wir selig auf: Freiburg! Frei!

